

„Lesen bedeutet im Buch verschwinden und gleichzeitig wissen, dass das nur auf Zeit geschieht“

Interview mit Prof. Dr. Ulrich Johannes Schneider, Direktor der Universitätsbibliothek Leipzig und Professor für Philosophie am Institut für Kulturwissenschaften der Universität Leipzig. Im März 2020 erschien sein vielbeachtetes Buch mit dem Titel „Der Finger im Buch“. Mit dem stellvertretenden b.i.t.online Chefredakteur Reinhard Altenhöner sprach er über den Weg zum Buch und seine Erkenntnisse bei der Materialrecherche. Wegen der Corona-Krise fand das Gespräch am 7. Mai 2020 per Videokonferenz statt.

Sie haben im März dieses Jahres „Der Finger im Buch“ im Piet Meyer Verlag veröffentlicht. Das Werk fällt auf, weil es sich nicht einem Genre im klassischen Sinne zuordnen lässt. Es richtet sich an ein größeres Publikum und Sie als Autor – ein Kulturphilosoph und ein Bibliotheksleiter – werden als „Eindringling“ in die Kunstgeschichte wahrgenommen. Das Buch ist offensichtlich ein Erfolg, dafür sprechen die vielen positiven Besprechungen. Ich würde gerne für unsere b.i.t.online-Leser von Ihnen wissen, wie Sie auf die Idee zu diesem Buch kamen?

» **Ulrich Johannes Schneider** ◀ Angefangen hat es vor zehn Jahren mit einem Besuch im Dumbarton Oaks-Museum in Washington. Dort hängt das Bild einer

Dame aus dem 15. Jahrhundert, die ein Buch liest, den Finger darin hat und sehr streng schaut. Mir kam sofort der Gedanke, dass sie beim Lesen gestört wurde. Sie blickte irgendwie ärgerlich und ich dachte mir, was für eine interessante Szene: Die Dame wollte eigentlich im Buch sein, ist aber aus dem Buch herausgerissen worden. Ich habe das Bild fotografiert. Inzwischen ist es auch online. Bei weiteren Museumsbesuchen stellte ich fest, dass es das Motiv öfter und zu allen Zeiten gibt. Vor zwei Jahren beschloss ich, der Frage, ob das ein wichtiges Motiv ist, systematischer nachzugehen. Als erstes musste ich feststellen, dass die Kunsthistoriker nicht viel dazu sagen. Sie sind mit dem Buch schon fertig, kaum dass sie es erblicken. Steht es im religiösen Kontext, ist es ein religiöses Buch und man kann annehmen, dass das Buch die dargestellte Person erhöht usw. Kunsthistoriker, scheint mir, sind nicht interessiert, Bilder von einer imaginären Geschichte her zu erklären. Aber genau das hat mich gereizt. In einem Bild, das eine Person zeigt, die ein Buch gerade nicht liest, sondern darüber hinwegsieht, werden vom Künstler zwei Momente zusammengenommen; sie bekommt nämlich ein inneres Leben zugebilligt, das irgendwie mit dem Buch zu tun hat. Das Bild erhält dadurch eine Spannung, es ist zweideutig. Dabei ist mir wichtig zu betonen, dass es immer um den Finger im geschlossenen Buch geht. Finger in offenen Büchern und Bücherbilder gibt es wahrscheinlich Tausende mehr.

In diesem Bild wird der besondere Moment des Innehaltens, des Herausgehens aus der Lektüre durch eine Störung oder auch von innen getrieben aufgegriffen. Bekommt dieses physische Objekt Buch dadurch plötzlich eine eigene Kraft?

» **Ulrich Johannes Schneider** ◀ Ich würde weitergehen, denn es ist durchweg nicht klar, warum die Person ihre Lektüre unterbricht. Natürlich ist es häufig



Dieses Bild aus dem Dumbarton Oaks Museum in Washington D. C. hat die Recherche in Gang gesetzt. Jacques Daret malte das Portrait einer Dame in Öl. ca. 1435.



Prof. Dr. Ulrich Johannes Schneider, Direktor der Universitätsbibliothek Leipzig und Professor für Philosophie am Institut für Kulturwissenschaften der Universität Leipzig

der Fall, dass man über das Gelesene nachdenkt. Das ist ein ganz wichtiger Moment der *meditatio*, die an die *lectio* anschließt. Das gibt es nicht nur in der religiösen Literatur, man liest beispielsweise ein Gedicht und will nicht gleich weiterlesen. Man muss erst darüber nachdenken, man muss es sozusagen geistig verdauen. In einer Vielzahl von Bildern ist dieser Moment das Motiv. Andererseits, und das ist eben meine Hypothese, mein Verdacht, unterbrechen wir das Lesen dauernd und problemlos, etwa weil wir essen oder schlafen wollen. Oder der Alltag bricht in die Beziehung ein, die wir mit einem Buch etabliert haben. Interessanterweise schadet diese Unterbrechung der Lektüre nicht. Sie macht aber den Moment des Lesens reicher an Bedeutung.

Es gibt Lesen immer nur in einer Situation und Situationen sind durch einen Alltag geprägt, den wir – bei Betrachtung der Bilder – häufig nicht kennen, den wir rekonstruieren müssen. Insofern handeln die ausgewählten Bilder nicht nur von der Kraft des Buches, die den Menschen zum Aufblicken und Nachdenken veranlasst, sondern auch von der fragilen Situation des Lesens, die immer für Störungen anfällig ist. Von Marcel Proust gibt es diese schönen Schilderungen, wo er liest – in der Küche, wenn sie leer ist, an Orten,

wo man möglichst nicht gestört wird. Damit bringt er zum Ausdruck, dass die Störung für die Lektüre eine Gefahr darstellt oder jedenfalls mitgedacht werden muss. Lesen bedeutet im Buch verschwinden und gleichzeitig wissen, dass das nur auf Zeit geschieht.

Proust vermeidet, beim Lesen gestört zu werden. Sie haben gesagt, die Unterbrechung schadet der Lektüre nicht. Wie meinen Sie das?

Ulrich Johannes Schneider Wenn jemand sagt, er hat „Krieg und Frieden“ von Tolstoi gelesen, dann hat er das nicht ohne Unterbrechung von Anfang bis Ende gelesen. Ich lese gerade Hilary Mantels drei Bände über Thomas Cromwell und bin in der Mitte des zweiten Bandes. Ich dachte, die Corona-Zeit lädt dazu ein, solche Werke in Angriff zu nehmen. Wenn ich nun zu Ihnen sage, ich lese gerade Hilary Mantel, dann meine ich nicht, dass ich durchgängig lese. Vielmehr verbinden sich die tatsächlichen Leseakte mit großen Unterbrechungen, da ich meistens abends im Bett vor dem Einschlafen lese. Es liegen also ganze Tage dazwischen. Das macht aber nichts, weil dieses Buch und das, was ich lese, in mir weiterlebt. Das ist eine interessante und, wie ich finde, zu wenig beleuchtete Tatsache. Vielleicht ist es zu selbstverständlich und

man sieht darüber hinweg, dass das Gedächtnis uns beim Lesen hilft, indem es uns im Grunde eine zweite Welt aufbaut. Wir leben da auch, in diesem Buch. Wir freuen uns auf das, was da demnächst in diesem Buch passieren wird. Wir haben Angst vor etwas, das da jetzt passieren wird usw. Also ich habe jetzt gerade Angst, dass Anne Boleyn geköpft wird. Das wird wahrscheinlich am Ende dieses Bandes auch geschehen und ich frage mich, was noch alles geschehen wird, damit es dann passiert. Also man lebt in diesem Buch mit und das heißt aber, dass unser Lesen unterbrochen sein kann, ohne dass das, was wir Lesen nennen, und was eigentlich ein Leben mit dem Buch bedeutet, nachhaltig gestört wird.

Ich war Ende 2019 auf einer Tagung zur Leseforschung in Regensburg, die von André Schüller-Zwierlein organisiert wurde. Dort haben Wissenschaftler/-innen von der Universität von Stavanger, Norwegen, vorläufige Erkenntnisse aus ihren Untersuchungen präsentiert. Demnach bindet das Lesen von gedruckten Texten die Aufmerksamkeit stärker als das Bildschirm-Lesen. Ob das jetzt schon endgültige Ergebnisse sind, ist auf der Tagung diskutiert worden, weil eben auch die Probanden zum großen Teil Neulinge waren auf dem Gebiet des elektronischen Lesens. Wie dem auch sei, dort wird Lesen als eine sehr in kleinen Zeitabschnitten bestehende starke, exklusive Bindung an einen Textabschnitt verstanden. Und das ist gut, und das ist richtig und das sagt sicher sehr viel über die Art und Weise, wie wir Information verarbeiten. Aber das charakterisiert nicht das Lesen. Es fehlt das Wesentliche, dass wir uns ändern durch das Lesen. Es gibt Bücher, die ändern uns. Genau wie Reisen uns ändern. So können uns auch diese imaginären Lesereisen ändern, sehr stark ändern.

Verweht sich das Lesen nicht mit dem eigenen Leben und den eigenen Umständen, in denen man sich gerade befindet? Sie haben die Corona-Krise als eine besondere Phase angesprochen, in der gelesen wird. Die eigenen Umstände verknüpfen sich mit der Lektüre und führen zu dem Phänomen, dass wir nach einiger Zeit ein Buch wieder lesen können und es ganz anders lesen. Der Dialog, der dann beginnt, ist möglicherweise ein ganz anderer, als zu dem Zeitpunkt, an dem wir das Buch zum ersten Mal gelesen haben. Da ist, glaube ich, der Unterschied zwischen dem Lesen eines eBooks und dem eines physischen Buchs gar nicht so entscheidend. Aber wir kommen jetzt in ganz grundsätzliche Überlegungen hinein. Mich würde konkret noch der Hintergrund interessieren, der die einzelnen Bildobjekte anekdotisch, manchmal fast feuilletonistisch beschreiben lässt.

Hier ist ein Vergnügen festzustellen, Personen und deren Situationen nachzuspüren. Das wird auch so wahrgenommen, wie die guten Besprechungen zeigen. Das ist für ein Buch mit Blick auf ein besonderes Randthema erstaunlich. Haben Sie eine Idee, warum es so erfolgreich ist?

Ulrich Johannes Schneider **!** Nein. Ich bin tatsächlich auch überrascht, vor allen Dingen, weil die Geschichte des Buches hürdenreich war. Ich habe über mein Buchmanuskript mit außergewöhnlich vielen Leuten gesprochen. Normalerweise brauche ich nicht so viel Beratung. Mit diesem Buch habe ich die Kunstgeschichte berührt, da war ich in vielen Fällen hilflos und brauchte Beratung, die ich auch bekommen habe. Daraufhin habe ich entsprechende Korrekturen an den verschiedenen Fassungen angebracht. Ich bekam durchweg positive Resonanz. Viele fanden es witzig, dass es so viele Bilder mit dem Motiv gibt, wobei ich nur 30 in diesem Buch versammelt habe. Meine Sammlung besteht aus 250 Bildern – immer noch wenig im Vergleich zu dem, was die Kunstgeschichte sonst zu bieten hat. Aber es gab auch einige akademische Freunde, die mit dem Text nichts anfangen konnten. Am Ende haben noch zwei mir wichtige Verlage abgelehnt. Der eine Verlag riet mir, ich soll das Thema besser den Kunsthistorikern überlassen. Der andere Verlag urteilte, es sei ganz interessant, aber es gebe keinen Markt dafür. Dann hat mich eine Freundin auf den Piet Meyer Verlag aufmerksam gemacht, und er war der erste, sehr gute Leser dieses Textes. Piet Meyer war aus Gründen begeistert, die über das hinausgingen, was ich intendiert hatte. Er hat mehr über das Individuum, über das Abendland darin gelesen. Seine Begeisterung hat sich dann sozusagen übersetzt in einen sehr wunderbaren Prozess der Herstellung. Die Reproduktionen sind exzellent verarbeitet. Das ist wichtig, denn das Buch soll den Lesern das gleiche Vergnügen bereiten, das ich beim Betrachten der Bilder hatte. Dank der wunderbaren Gestaltung kommen diese wirklich außergewöhnlich aussagekräftigen und manchmal einfach hinreißend schönen Bilder auch gut zur Geltung. Und jetzt scheinen die Reaktionen zu zeigen, dass das Buch anregend ist. Das ist ja mit das Schönste, was man haben kann. Es schicken mir wildfremde Menschen Bilder, wo jemand den Finger im Buch hat. Es finden auch viele jetzt plötzlich das Motiv. Man schaut etwas anders.

Vielleicht dokumentieren demnächst Selfies die heutige Sicht darauf, wie man einen Finger ins Buch legt und genau diesen Moment der Unterbrechung festhält. Es ist eine schöne Anekdote, dass der Verleger

im Buch viel mehr gesehen hat, als Sie beim Schreiben intendiert hatten. Das beschreibt vielleicht das Phänomen der Autorschaft: Der Autor löst mit seinem Buch Dinge aus, die er oder sie selbst gar nicht im Blick hatte und es entstehen Interpretationen, die nicht vorhergesehen waren. Betrachtet man Ihr Buch mit einem literatur-/buchwissenschaftlichen oder auch kunstwissenschaftlichen Blick, stellt sich die Frage, ob Ihr Buch nicht auch ein Beitrag zu einem intensivierten Verständnis dessen ist, was Lesen eigentlich bedeutet. Könnte man so weit gehen und sagen, dass der material turn in gewisser Hinsicht in Ihrem Hinterkopf eine Rolle gespielt hat, wenn Sie den Blick des Betrachters bereits durch den Titel auf den Finger, der in einem physischen Objekt steckt, lenken? Wollten Sie ein Statement, und zwar ein sehr praktisch-vergnügendes geben?

» Ulrich Johannes Schneider ◀ Ja. In einer früheren Fassung handelte die Einleitung von der Haptik und davon, was das Buch von den flachen Bildschirmmedien unterscheidet. In den Bildschirm kann man heute noch keinen Finger stecken, aber in Bücher konnte man das schon immer. Das war meine ursprüngliche Intention, von der ich mich wegbewegt habe. Das Kapitel über die Haptik ist in die Mitte des Essays gerutscht. Wichtiger erscheint mir zu sein, dass ich etwas zur Buchgeschichte sage, zur Geschichte der Stoffe in den Büchern und manchmal auch etwas zu den Formaten, der Machart von Büchern. Das ist alles sehr rudimentär, genauso wie ich viele Informationen über die Bilder nicht hineingenommen habe. Ich musste meine Tendenz zur Gelehrsamkeit zügeln, um den Essay offen zu halten für Menschen, die nicht dauernd mit historischen Details belästigt werden wollen. Aber trotzdem war mir der Hinweis wichtig, dass an einem Bild nicht nur die dargestellte Person und die Situation historisch ist, sondern auch das, was man nicht sieht, aber mit wahrnimmt, nämlich der Inhalt des Buches. Indem ich frage, was könnte das wohl für ein Buch sein, das da gerade gelesen wird, habe ich versucht, die Literaturgeschichte in die Bildgeschichte hineinzuschmuggeln, indem ich immer frage, was könnte das wohl für ein Buch sein, das da gerade lesen. Das hat mir großen Spaß gemacht. Insofern Materialität des Buches, ja, aber gleichzeitig auch historische Gestalt des Buches. Ich spreche im Essay an, dass das Motiv Finger im Buch aus dem Gemälde in die Reproduktionsmedien, die Stiche, die Fotografie und sogar in die Skulpturen wandert. Es finden sich verschiedene Hinweise auf die Mediengeschichte, die ich in eine Materialgeschichte des Buches habe einfließen lassen.

Das lädt zur Reflexion darüber ein, welche Lesegewohnheiten und Lesestoffe in einer Zeit, in einem Umfeld gängig waren, und wie bestimmte aufstrebende Gesellschaftsschichten das Lesen durchaus auch als ein Modell, eine Haltung begriffen haben...

» Ulrich Johannes Schneider ◀ Darüber wüsste ich gerne mehr und ich glaube bis heute noch nicht, dass so gar nichts darüber existiert. In der geballten Weltliteratur würde man sicher Stellen finden, in denen etwas zum Lesen, wahrscheinlich auch zum unterbrochenen Lesen steht. Diese Stellen sind jedoch schwer zu finden, weil sie häufig Nebenbemerkungen sind. Es ist nicht einfach, etwas über die zeitliche Verfassung des Lesens zu finden. Ich habe mit einem Freund in



Gegen dieses Denkmal des Hans Christian Andersen von August Saabye hat der Dargestellte ursprünglich protestiert; es steht seit 1880 im Rosenborg Garten, Kopenhagen.
https://commons.wikimedia.org/wiki/File:HC_Andersen.jpg?uselang=de

der Herzog August Bibliothek eine ganze Edition von Mönchsregeln daraufhin angeschaut, wo etwas über *lectio*, über das Lesen stand. Ich dachte, bei den Mönchen, bei denen das Lesen Alltag ist und nicht wie bei anderen Menschen den Alltag unterbricht, müsste es doch genauere Vorschriften geben, eine Dosierung des Lesens: nicht zu viel, eine Zeile am Morgen, eine am Abend. Aber ich musste enttäuscht feststellen: Die Regeln waren nicht sehr präzise. Sie sagen, man kann die *lectio* unterbrechen zugunsten der *mensa*, das bezieht sich auf die Situation vor dem Essen und meint da eher das Vorlesen, ein lautes Lesen. Ich habe dann Buchhistoriker gefragt und versucht, mich in

die Meditationsliteratur des 16. und 17. Jahrhunderts einzulesen. Ein paar Regeln habe ich gefunden und zitiert, aber das war alles nicht das, was ich suchte und immer noch suche: eine Phänomenologie des abendländischen Menschen, der sich mit dem Buch in der Hand beschäftigt, unterhält, erfreut, oder der traurig wird und sich verändert.

Ich wünsche mir einen emotionalen und gleichzeitig einen geistigen Zustand beschrieben, der mit dem Lesen zu tun hat. Wahrscheinlich würde man einiges finden, wenn man die Literatur, die sich mit religiösen Texten beschäftigt, durchgeht. Aber in der Buchgeschichte ist das nur ein Nebenthema. Man hat sich mit Lesekulturen beschäftigt, mit Lesesituationen, mit sozialen Leserschichten, aber mir fehlt noch eine Beschreibung, was den Alltag des bürgerlichen Lesers, der bürgerlichen Leserin angeht. Ein wenig habe ich das dank der Maler und Malerinnen erreicht. Sie haben ganz offensichtlich zum Zwecke der Intensivierung bestimmter Porträts das Buch und damit Kontext und Innerlichkeit hineingemalt. Das hat mich veranlasst, in spekulativer Form Literaturgeschichte und literarische Inhalte mit hineinzunehmen.

Lesen ist eine sehr private Beschäftigung in der eigenen Entwicklung. Möglicherweise steckt in den Mönchsregeln ein gewisses Misstrauen, dass Lesen ein nichtregulierbarer Bereich ist, den man vielleicht sogar nur unter gewissen Verdachtsmomenten beschreiben will. In solchen Regeln geht es dann nur um ein sehr enges kanonisches Lesen, das meist als Vorlesen zum oder vor dem Essen stattgefunden hat. Spannender Aspekt!

Ulrich Johannes Schneider **◀** Es liest jeder für sich selbst. Ganz wörtlich. Für sich selbst. Und das ist selbst da der Fall, wo es sich um kanonische Texte, dogmatische Texte handelt. Ich finde es wirklich traurig, dass Kunsthistoriker stolz feststellen, da liest jemand in einem Stundenbuch, aber niemals etwas über den Inhalt eines Stundenbuches sagen. Ich habe eine ganz dramatische Gedichtform, nämlich Psalmen darin gefunden. Psalmen wühlen auf, sie sind keineswegs ruhige Naturbetrachtungen, sondern beschreiben Mord und Totschlag, Liebe und Herzeleid und viel dramatischere, beinahe metaphysische Verhältnisse. An einer Stelle im Buch habe ich nachgefragt, was für ein Leseerlebnis das sein könnte, das in den Bildern festgehalten wurde. Als die Porträts entstanden, wussten es alle beteiligten Personen. Heute ist das Wissen darum verloren.

Es gibt eine große Palette von Reisebüchern in Kleinformaten, die tauchen interessanterweise bei den

gewählten Abbildungen nicht auf, jedenfalls ich habe keins vor Augen. Man könnte über das Reisebuch dem Lesen noch eine ganz andere Funktion zuordnen, nämlich die des Bei-sich-seins und des Stärkung-findens durch eine immer gleiche Lektüre. Kennen Sie Roger Chartiers „Lesewelten“?

Ulrich Johannes Schneider **◀** Ja, Chartier habe ich gründlich gelesen. Demnächst erscheint überdies ein Buch mit dem Titel „Leseszenen“, auf das ich mich freue und hoffe, darin mehr zu erfahren. Dem Lesen nachzuspüren stößt heute auf Interesse, vielleicht weil das Buch gerade von anderen Medien überwältigt wird.

Ich möchte jetzt noch ein paar „bibliothekarische“ Fragen stellen. Sie haben den ersten Impuls durch einen Museumsbesuch erfahren und dann bei weiteren Museumsbesuchen gemerkt, da ist etwas. Wenn man dann systematisch anfängt zu sammeln: Wie kommt man als klassischer informationssuchender Wissenschaftler an Material zu einem Querthema, das dazu noch in ganz anderen Disziplinen verortet ist?

Ulrich Johannes Schneider **◀** Der Zufall spielt eine erstaunlich große Rolle, das muss man einfach zur Kenntnis nehmen. Ich habe drei der aufgenommenen Motive per Zufall gefunden: als erstes die Dame in Washington, die auch die Kunsthistoriker nicht kennen, dann die Schauspielerin Felix, deren Skulptur im Wiener Burgtheater steht. Ich war im Burgtheater, drehe mich um und sehe sie mit dem Finger im Buch. Die Geschichte der Skulptur, soweit ich sie rekonstruieren konnte, ist spannend. Die Skulptur wurde 30 Jahre nach dem Tod der Schauspielerin erschaffen, was zeigt, wie wichtig die Dame damals war. Und das dritte Bild ist in der Nähe von Barcelona eine Skulptur, die einen Industriemagnaten zeigt, der die Künste und den Architekten Gaudí gefördert hat. Auch da war ich total verblüfft, dass er den Finger im Buch hatte. Soweit zum Zufall. Natürlich habe ich versucht, die Wirkung des Zufalls abzumildern und intensiv recherchiert. Ich habe Kataloge durchgesehen und ganze Künstlermonografien durchgeblättert. Ich habe über die UB Leipzig sämtliche Artikel besorgen lassen, wo irgendetwas über dargestellte Lektüre zu finden wäre.

Ich habe dieses Buch aber nur schreiben und abschließen können, weil es das Internet gibt. Inzwischen stellen viele Museen ihre Bilder offen ins Netz. Bei der National Portrait Gallery in London fand ich heraus, dass unter dem Stichwort Lesen und Buch zusammen nicht mehr als 4.000 von 220.000 Werken verzeichnet sind. In einer Nacht habe ich alle Werke durchgeschaut und am Schluss sieben Werke mit

Ulrich Johannes Schneider, geboren 1956 in Gelnhausen (Hessen), ist Kulturphilosoph und Bibliotheksdirektor an der Universität Leipzig. Er studierte in Frankfurt am Main, Berlin und Paris und forschte jeweils ein Jahr am Getty Center for the History of Art and the Humanities in Los Angeles und am Maison des Sciences de l'Homme in Paris. Er arbeitet zu Wissenspraktiken und veröffentlichte zuletzt über Lexika (Die Erfindung des allgemeinen Wissens, 2013) und die frühe Seitengestaltung im Buchdruck (Textkünste, 2016). Das Motiv des Fingers im Buch ist ihm vor vielen Jahren zuerst in Museen der USA aufgefallen. Gegenwärtig schreibt er eine Globalgeschichte moderner Bibliotheken, deren zentraler Ort seit dem 19. Jahrhundert der Lesesaal ist. Schneider lebt in Leipzig.



dem Finger im geschlossenen Buch gefunden. Auch bei anderen Museen war ich erfolgreich, etwa beim Rijksmuseum in Amsterdam und ebenso in vielen amerikanischen Museen. Bei Wikipedia habe ich auch ein paar Motive gefunden, allerdings meist erst, nachdem ich die Künstler wusste. Die Suche hat sich sozusagen induktiv und deduktiv gestaltet, bis ich eine genügende Menge an Objekten hatte. Bei Hatje und Cantz ist gerade ein Buch erschienen, das ich schon in der englischen Ausgabe berücksichtigt hatte, auf Deutsch heißt es „Von Büchern in Bildern“. Darin sind schöne Bilder aus den letzten 150 Jahren zu sehen, wo jemand liest, aber das Thema ist anders.

Lassen Sie uns noch einmal einen Blick auf die Recherche werfen, also die Serendipity Search auf der einen Seite, dann aber auch die gezielte Recherche in verschiedenen Sparten und in den diversen Formen von Kultureinrichtungen und in unterschiedlichen Erschließungssystemen. Welche Hürden taten sich da auf? Vielleicht auch gleich die Frage, was hätten Sie sich gewünscht?

» **Ulrich Johannes Schneider** ◀ Die Hürden waren eher innerer Natur. Ich bin bis heute nicht sicher, ob ich in meiner größeren Sammlung von 250 Bildern – darunter allein 60 Fotografien, von denen ich nur zwei ins Buch aufgenommen habe – vollständig bin, ob ich nicht doch die große Überraschung erlebe, dass ein ganz wichtiges Bild auftaucht. Ich bin ungefähr ein Jahr lang – in der Infektionsphase sozusagen – durch Museen gerannt und habe nach solchen Motiven geschaut. Im letzten Jahr war ich in Liverpool und Manchester, alle Museen hatten solche Bilder. Die Schwierigkeit bestand eher darin, wie ich über

die Zeiten hinweggehe. Bleibe ich z. B. bei den Darstellungen von Frauen in der Zeit von 1750 bis 1850 oder nehme ich das Religiöse mit hinein? Die ganzen Mariendarstellungen sind eigentlich eine Extrageschichte. Berücksichtige ich auch die späten Phasen, also z. B. die Stiche von Gelehrten, die oft einen Finger im Buch hatten? Tizian hat nur ein Bild gemalt, auf dem jemand den Finger im Buch hat. Daraus habe ich entnommen, dass dieses Motiv bei Künstlern sehr speziell ist. Mir stellte sich die Frage, ob ich das alles in einem Essay versammeln darf. Das macht kein Kunsthistoriker, das macht auch kein Lesehistoriker, das ist sozusagen übergriffig. Mir hat dann geholfen, dass ich mit einer Fragestellung in diese imaginäre Galerie gehe, nämlich diese: Was ist Lesen und was heißt Unterbrechung des Lesens? Diese Frage ist zeitlos oder sie ist zumindest so groß wie die Buchkultur und deswegen kann ich sie durch die Jahrhunderte tragen. Damit habe ich mir als Kulturhistoriker einen Schlüssel besorgt, der es mir ermöglicht, quer durch die Zeiten zu gehen. Das ist vielleicht zusätzlich interessant an diesem Buch, dass sich dieses Motiv nicht verliert, sondern es für die Porträts der späteren Zeiten immer noch wichtig ist. Die Fotografie von Matthew Arnold, der den Finger im Buch hat, sagt sehr viel über Arnold aus, da ist nicht zufällig der Finger im Buch. Die Schwierigkeit war, mich zwischen der Geschichte des Lesens, meiner Frage nach dem Lesen und dem Adressieren der Kunstwerke, die ich natürlich in diese Geschichte hineingeholt habe, hin und her zu bewegen. Kurz: Die Geschichte ist von mir willkürlich produziert und der Zusammenhang zwischen den Bildern und Darstellungen ist allein die Buchkultur.

Haben Sie im Grunde genommen einen Ausstellungskatalog zu einer virtuellen Ausstellung gemacht? Sie haben ein Themenfeld kuratiert, das notabene immer schon eine Auswahl aus dem gesamt denkbaren Schatz an einschlägigen Abbildungen darstellt, das haben Sie schon für das Buch tun müssen.

» **Ulrich Johannes Schneider** ☞ Ja, deswegen habe ich das auch Galerie genannt.

Das ist die Verbindung. Das entlässt Sie aus dem Druck eines Vollständigkeitsgedankens. Mich würde trotzdem noch einmal interessieren, wie Sie das Buch in 20 Jahren schreiben würden? Was würden Sie sich für Möglichkeiten wünschen, die Ihnen den Weg dahin im Rückblick auf die letzten zwei Jahre erleichtert hätten?

» **Ulrich Johannes Schneider** ☞ Metadaten, und noch einmal Metadaten. Der Digitale Porträtindex war für mich frustrierend. In Leipzig haben wir die Porträts aus der UB auch in dieser Datenbank, die Metadatenmäßig nicht sehr gut aufgebaut ist. Sie enthält nur Daten zu den Dargestellten und Darstellenden, aber keine Motive. Es gibt hunderttausende von Porträts, wo jemand ein Buch in der Hand hat, genau daran bin ich hier gescheitert: Einmal ist die Auflösung zu schlecht, zum anderen die Beschreibung. Ein erfreuliches Beispiel, das mich überrascht hat, ist der Münzkatalog Kenom, der auch die Motive auf den Münzen beschreibt. Jetzt finde ich Münzen, auf denen Bücher abgebildet sind – völlig erstaunlich. In ferner Zukunft könnte man das wunderbar als eine Galerie inszenieren, auch im Netz. Das setzt aber voraus, dass man gute Daten hat und verlässliche Kontextualisierungen machen kann.

2015 gab es eine große Ausstellung in Spanien und auch in Düsseldorf über Francisco de Zurbarán, einen begnadeten Barockmaler. Er hat mehrere Motive mit dem Finger im Buch gemalt. Aber auch mit Hilfe der Kataloge war es kompliziert, genaue Angaben zu erhalten, wann er sie, wo und aus welchen Gründen gemalt hat. Diese Informationen sind offensichtlich nicht vorhanden. Dreimal oder sogar viermal gibt es von Zurbarán das wunderbare Bild von der kleinen Maria, die beim Lesen einschläft mit dem Finger im Buch, aber ich bin an den Katalogen verzweifelt, da sie keine genaue Auskunft gaben. Für die geisteswissenschaftliche Forschung, die nicht nur Textmaterial einbeziehen will, ist es eine große Herausforderung, mit Normdaten zu arbeiten. Auf alle Fälle muss die Datenlage verbessert werden, damit Suchmaschinen in die Lage versetzt werden, Material zusammenzuführen. Man kann jetzt schon unglaublich viel über allgemeine Suchmaschinen finden und dieses Hin-

und Hergehen zwischen dem Einzelnen und Allgemeinen auch über Instrumente wie Wikipedia und andere Kataloge hinbekommen. Das ist aber stark verbesserungswürdig. Wenn mehr Verknüpfungen möglich wären, würde das uns Geisteswissenschaftler ganz anders inspirieren. Es wird daran gearbeitet, dass Archive, Museen und Bibliotheken ihre Bestände verbinden, etwa über Normdaten. Ein anderes Beispiel für so ein Experiment, lokale Bestände miteinander zu verheiraten, ist das Virtuelle Kupferstichkabinett. Es könnte noch viel mehr gemacht werden und da würden noch ganz andere Motive als meines prominent.

Solche Projekte sind individuell und oft auch unter einer ganz speziellen Fragestellung gestartet, wenn sie aus der Wissenschaft kommen. Inzwischen gibt es viele Initiativen, die versuchen, beschreibende Entitäten zusammenzuführen und den Blick auf größere, virtuelle Bestände zu ermöglichen. Meist ist das interne Verknüpfen von Daten nicht einfach, weil es aufgrund der Datenmenge oft nur maschinell zu leisten ist. U. a. um neue Forschungs- und Fragestellungen zu entwickeln, ist die nationale Forschungsdateninfrastruktur am Start. Was denken Sie als Kulturwissenschaftler und als Leiter einer Einrichtung, die in der Infrastrukturszene ein wichtiger Baustein ist, wäre ein gutes Vorgehen für Konsortien im Bereich der Geistes- und Kulturwissenschaften, diese Fehlstellen zu füllen?

» **Ulrich Johannes Schneider** ☞ Das ist jetzt ein sehr großes Thema. Ich will nur zwei Richtungen benennen, in die man als Bibliothek, Museum, Archiv arbeiten sollte. Zum einen, wie gesagt, ist es die Verbesserung der Metadaten. Das fängt an bei der Identifizierung der Personen und es müssten Daten kontrolliert organisiert werden, dann erst können sie sinnvoll verknüpft werden. Das andere ist das Archivwerden von Bibliotheken. Wenn Bibliotheken Volltexte anbieten, machen sie etwas, was gar nicht ihrer traditionellen Aufgabe entspricht, nämlich Metadaten, über die man an die Inhalte herankommt, sorgfältig gepflegt und selbst definiert zu haben. Über Volltexte komme ich jetzt in Bücher rein und entdecke etwas, was ich mit Hilfe von Bibliothekaren allein nicht entdeckt hätte. Ein Beispiel: Vor 15 Jahren habe ich vergeblich etwas zu den frühen assyrischen Bibliotheken gesucht. Eine Publikation habe ich in den Bibliothekskatalogen erst gefunden, nachdem die Inhaltsverzeichnisse von Sammelbänden digitalisiert waren. Dadurch erst kam ich auf Ortsnamen. Nur der automatisch gelesene Name aus dem Inhaltsverzeichnis hat mir einen Treffer im Text angezeigt, nicht der intellektuelle Apparat, den Bibliothekare angelegt haben.

Wenn ich vorhin darauf verwiesen habe, dass Museen jetzt auch immer häufiger und in extrem guter Qualität ihre Objekte ins Netz stellen, dann ist das auch eine Archivwerdung von Museen, weil sie nicht nur das ins Netz stellen, was sie in ihren Räumen zeigen, sie stellen ihre Depots ins Netz. Damit wird das, was man in den Museen sieht, relativiert. Auf einmal wird in einer ungeahnten Fülle sichtbar, was es sonst noch an Produktionen gab. Die National Portrait Gallery in London ist nicht gerade ein kleines Gebäude, aber ihre 220.000 Werke stellt sie zu keinem Zeitpunkt gleichzeitig aus. Sie hat ihre Werke aber komplett im Netz. Ich finde, die intellektuelle Arbeit an den Daten, die durch Menschen und Experten gemacht werden, muss besser werden, damit sie durch Verknüpfung reifere Früchte trägt. Außerdem muss man durch technische Wege wie Texterkennung, aber auch Bilderkennung, in die Objekte eindringen und die Geschichte materiell transparenter machen. Das sind die beiden Wege, die sicher die Arbeitsmöglichkeiten von Geisteswissenschaftlern in den kommenden Jahrzehnten rasant verändern und tiefgründig aufwühlen werden, weil viel mehr gefragt und gesehen werden kann.

Möglicherweise verliert sich dann auch Vieles, was wir in einer langen Tradition als einen fachspezifischen Blick sehen. Das kann bis hin zu ganz spezifischen Methodiken gehen, die in einzelnen kleinen Fächern eine besondere Rolle spielen. Möglicherweise kann man auch aus der Idee, dass ein Methodenmix eintritt, den Anspruch einlösen, den Sie schon eingelöst haben. Sie wildern eigentlich in einem fremden Gebiet durchaus mit Berührungspunkten vor der Kunstgeschichte. Aber Sie tun das ja sehr fruchtbar und nun akzeptiert. Die spannende Frage ist, ob man dann auch ein anderes Verständnis dafür bekommt, dass sich die Vereinzelung von Fächern und ihrer „Ausgegrenztheit“ ein Stückweit auflöst zugunsten eines mehr generischen Blicks und eines gemeinsamen Verständnisses, was wir im Bereich von Dateninfrastruktur eigentlich brauchen. Das würde vielleicht auch helfen, die Position mancher Fächer ein Stück weit zu sichern.

Ulrich Johannes Schneider Wenn wir unsere Kultur nicht mehr auf den Karren des Bekannten verpflichten, sondern tatsächlich in der Literatur, der Kunst und allem Möglichen die Archive öffnen, sie gleichsam erfahrbar und erkennbar machen, dann ergeben sich auch neue wissenschaftliche Fragestellungen. Ob diese wirklich so allgemein sind, sei dahingestellt. Sie wirken vielleicht allgemein, weil sie sich nicht mehr einer Disziplin zuordnen lassen. Ich bin fest überzeugt, dass auch in der Vergangenheit eine be-

stimmte Art von Fragestellung immer im Zusammenhang mit einer Öffnung von Archiven verbunden war. Leopold von Ranke wird nachgesagt, die Fußnote eingeführt zu haben, um die Archivkoppelung seiner Texte präsent zu halten. Die Historiker wissen sehr wohl, wie sich unser Weltbild ändert, je nachdem wie offen die Archive sind. Hubert Wolf, der die vatikanischen Archive untersucht, bringt neue Ergebnisse, weil er an einem neu geöffneten Archiv arbeitet. Die Fragen von Wolf sind nicht mehr nur kirchengeschichtlich, sie sind auch politisch und moralisch und berühren ganz viele Wissenschaften. In meinem Fall bestehe ich darauf, dass mein Essay ein Forschungsprodukt ist. Ich musste erstmal wissen, wo ich Informationen herbekomme, woher die Bestätigung dieser Informationen. Das setzte Gespräche mit Fachleuten voraus, von denen ich keine Zustimmung haben wollte, sondern nur die Auskunft, dass ich nicht falsch liege.

Sie sprechen die kleinen Fächer an. Mein Buch handelt auch von der Buchgeschichte, der Kulturgeschichte des Büchergebrauchs. Es ist bedenklich, dass es nur vier deutsche Universitäten gibt, an denen Buch-, Bibliotheks- und Verlagsgeschichte gelehrt wird, nämlich München, Mainz, Erlangen und Leipzig. Auch unter dem Stichwort Medienwissenschaft wird das Thema behandelt, aber es sind sehr wenige, die sich auf diesem weiten Feld der Kultur umtun. Wenn man das, was ich geschrieben habe, unter Lesergeschichte oder Lesegeschichte verbucht, dann gibt es dafür gar keine richtige Tradition in Deutschland. Und auch in Frankreich ist die wie ausgestorben.

Es ist ihnen jedenfalls wichtig, einen seriösen Beitrag in eine Forschungsdiskussion hinein zu leisten, auf der anderen Seite ist der Anspruch so, dass er ein größeres Publikum anspricht. Die Aufmachung signalisiert eine vergnügliche Lektüre mit einem schön gemachten flexiblen Einband, den man mitnehmen kann, und einer guten Qualität der Reproduktion. Der Beitrag ist ein Appetithappen, der zeigt, dass der Wissenschaftler auf der einen Seite und der erfolgreiche Bibliotheksleiter auf der anderen Seite Grenzen überspringen kann und damit auch Aspekte in die Welt bringt, die vielleicht sonst eher untergehen. Eine Miscelle, ein paar Gedanken mit drei Beispielen in einem Fachmagazin hätten vermutlich gar keine Wirkung entfaltet. In diesem Fall geht der Wissenschaftler und Bibliothekar hinaus und realisiert etwas, was ihm Spaß macht und ist von dem Erfolg überrascht. Kann das ein Schlüssel sein, um ein verändertes Verständnis zu entwickeln für die Rolle von jemandem, der sich wissenschaftlich seriös mit etwas beschäftigt, aber zu-

gleich etwas in eine Form bringt, die viele Menschen tatsächlich rezipieren können?

» **Ulrich Johannes Schneider** ◀ Das war mein Bemühen, aber ich wäre gestrandet, wenn ich nicht einen sympathischen Verleger gefunden hätte. Ich finde mein Buch nicht rundum gelungen. Es ist aber wohl immer so, wenn man etwas aus der Hand legt, sieht man nach einer Weile, was man hätte anders machen können. Aber ich bin zufrieden, dass viele Leute etwas damit anfangen können. Das ist ein schöner deutscher Ausdruck, „man kann etwas damit anfangen“. Ich bin auch sehr gespannt, wann die geplanten Vorträge zu diesem Thema stattfinden können und welche Rückmeldungen ich dann bekomme.

Ich muss natürlich noch eine Frage loswerden bei jemand, der in Leipzig in seiner Einrichtung das Thema Open Access stark aktiviert hat. Warum wurde dieses Buch in herkömmlicher Weise publiziert?

» **Ulrich Johannes Schneider** ◀ Ein Buch übers Bücherlesen nicht als Buch herauszubringen, wäre nicht machbar. Fachpublikationen versuche ich immer eher Open Access unterzubringen, als Geisteswissenschaftler bin ich einer Welt verhaftet, die Bücher durchaus sehr schätzt.

Verraten Sie uns noch, an was Sie gerade arbeiten?

» **Ulrich Johannes Schneider** ◀ Ich arbeite gerade an einem Essay über den französischen Philosophen Michel Foucault und dessen Vorlesungen. Das Projekt habe ich schon länger, aber es ist durch „Der Finger im Buch“ etwas verdrängt worden. Ich versuche, diesen Essay noch in diesem Jahr fertigzustellen. Hauptsächlich aber sitze ich seit drei Jahren intensiv an einer Globalgeschichte der Bibliotheken. Auch da interessiert mich, wie bei allem, was ich mache, die Praxis, also das, was geschieht. Das ist vielleicht die spezielle Art von Kulturgeschichte oder Kulturphilosophie, die mich interessiert. Ich möchte beschreiben, was in Bibliotheken geschieht, seitdem sie Lesesäle haben, und das beginnt im 19. Jahrhundert. Aus Bibliotheksgebäuden werden Zwitteranstalten, die einerseits für die Suche- und Benutzertools zuständig sind und ihren Klientel dienen sollen, insofern brauchen sie u. a. Toiletten und Heizung. Andererseits sind sie Magazine für die Buchkultur, wo man am besten ohne Heizung auskommt, weil das feuergefährlich ist. Diese interessanten Gebäude gibt es bis heute und wir nutzen sie bis heute genauso, nämlich einerseits als Ressourcen-, Verwaltungs- und Magazinierungs-Anstalt und andererseits als eine Einrichtung, wo Menschen von heute in den Kontakt mit Wissen aus

anderen Gegenden, aus vielen Fächern, aus anderen Zeiten treten können. Diese Vermittlungsfunktion ist bis heute gleich und hat sich auch durch den Medienwandel nicht stark verändert. Man könnte immer noch sagen, dass Bibliotheken, wie sie seit der Mitte des 19. Jahrhunderts als hybride Anstalten entstanden sind mit Zuständigkeit für Menschen und Bücher, immer noch als Anstalten für Wissensressourcen und den Umgang damit funktionieren. Wenn wir heute in Bibliotheken Gruppenarbeits-, Seminar- und Vortragsräume bauen, dann dient das der Vermittlungskultur, das gilt übrigens auch für Cafés.

Diese Geschichte möchte ich gerne erzählen. Ich möchte sie erzählen als eine Geschichte, die auf der ganzen Welt parallel stattgefunden hat. Sie betrifft nicht nur Paris und London, wo alles Mitte des 19. Jahrhunderts angefangen hat, sie betrifft vor allen Dingen Amerika. In den USA gibt es in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine regelrechte Bibliotheksexplosion. Aber auch Russland hat eine Tradition, die Bibliothek in Petersburg hat eine interessante Geschichte. Wenn ich die Länder durchgehe, dann möchte ich den ersten Band zur Architektur schreiben. Ob weitere Bände kommen, weiß ich noch nicht. Das Material ist jedenfalls da.

Ich gehe also davon aus, dass es kein enzyklopädisches Werk wird mit der Auflistung aller Bauten und einer Systematisierung aller Lesesaalformen, sondern ein Werk mit Blick in die alltägliche Praxis, in die Nutzung dieser Räumlichkeiten und auch wie Menschen diese Räume für sich erkunden und nutzen. Das sind spannende Fragen, die viel mehr über unser Genre und unsere Profession aussagen als die Architekten vielleicht einmal gedacht haben.

» **Ulrich Johannes Schneider** ◀ Ich freue mich auch darauf. In der Staatsbibliothek in Berlin gibt es eine „Zeitschrift für Heizung, Lüftung und Beleuchtung: haustechnische Rundschau“ aus dem 19. Jahrhundert. Ich bin schon gespannt, sie mir anzusehen. Ich integriere auch eine kleine Heizungsgeschichte des 19. Jahrhunderts: Öfen versus Heizungsanlage im Keller. Das macht einen großen Unterschied und lässt darüber nachdenken, wie Menschen gelebt haben und welchen Platz der Bibliotheksbesuch in ihrem Leben einnahm. Wer ging da eigentlich hin und warum? Warum brauchte man Lesesäle, warum waren die voll, das muss man doch einmal fragen können. Die Antwort ist nicht so ganz einfach, aber interessant.

Darauf dürfen wir gespannt sein. Herzlichen Dank für das Gespräch.